

wilma

Wilhelmstädter Magazin – Sonderausgabe zur
Ausstellung »Meine Kindheit in der Wilhelmstadt«
im Stadteilladen Adamstr. 39 vom 4. Juni bis 19. Juli 2014

Herausgeber: Bezirksamt Spandau von Berlin, Stadtentwicklungsamt



FOTOS AUS DER AUSSTELLUNG

Das da bin ich! Meine Kindheit in der Wilhelmstadt



Liebe Wilhelmstädter Mädchen und Jungs egal welchen Alters:

Da, wo man aufgewachsen ist, wo man die Welt für sich erobert hat und sich ankennt, da ist man zu Hause.

Wir sind einem zufällig viele Besucher auf ihre Ortskenntnis bei uns in der 4. Generation hinweisen und sondern ein Wilhelmstädter immer einen bleibt, dass macht uns das glauben, dass es da sehr viel zu erzählen und zu zeigen gibt! Das brachte uns auf die Idee, eine kleine Ausstellung über die Zeit des Heranwachens in der Wilhelmstadt aufzubauen. Dafür brauchen wir Ihre Unterstützung!!

- Wer kann uns Fotos aus der Zeit seiner Jugend zur Verfügung stellen?
- Wer kann uns eine Anekdote aus der Wilhelmstadt erzählen?
- Wer möchte bei so einem Projekt mitmachen?

Wenn Sie uns weiterhelfen können ...

Schicken Sie uns Ihre „Schätze“ an den Stadtteilladen, z.B. MoSP oder geben sie sie dort einfach ab!

Kommen Sie zu uns!

Natürlich müssen Sie sich nicht von Ihren privaten Unterlagen oder Fotos trennen. Die Stücke werden von uns kopiert werden. Ziel ist es, eine Ausstellung aufzubauen, die auf eine längere Zeit im Stadtteilladen zu besichtigen sein soll und darüber an wechselnden Orten gezeigt werden kann. Sie soll den jungen Wilhelmstädtern von heute zeigen, was sich alles verändert hat und allen anderen die Gelegenheit geben, sich zu erinnern und sich über gemeinsame Zeiten anzutauschen.

Jetzt sind Sie gefragt
Nur keine Scheu, schließlich waren wir alle mal jung!

Mit diesem Aufruf fing alles an ...

Ausstellung

Eröffnung 4. Juni, 17 Uhr
im Stadtteilladen Adamstr. 39
5. Juni bis 19. Juli.

Öffnungszeiten:

Mo 10–13 Uhr,
Di 10–13 Uhr, 17–19 Uhr,
Mi 10–13 Uhr, Do 16–19 Uhr,
Fr 9–14 Uhr, Sa 10–14 Uhr

Zur Ausstellung erscheint eine Begleitbroschüre, die gegen eine geringe Schutzgebühr im Stadtteilladen erworben werden kann.

Grußwort des Spandauer Bezirksstadtrats für Bauen, Planen, Umweltschutz und Wirtschaftsförderung, Carsten Röding

Liebe Leserinnen und Leser,

der Spandauer Stadtteil Wilhelmstadt blickt auf eine gut hundertjährige, bewegte Geschichte zurück. Doch Geschichte wird nicht nur durch große historische Ereignisse geschrieben – sie besteht auch aus vielen persönlichen Geschichten, Erlebnissen, Erinnerungen und Erfahrungen von Bürgerinnen und Bürgern eines Stadtteils. Auch sie schreiben Geschichte.

Mit dieser Sonderausgabe der Wilhelmstädter Stadtteilzeitung WILMA halten Sie eine Publikation in den Händen, die auf ein ganz besonderes Projekt hinweist und Ihre Aufmerksamkeit dafür wecken will: Am 4. Juni wird im Stadtteilladen Adamstraße 39 die Ausstellung »Meine Kindheit in der Wilhelmstadt« eröffnet. Sie zeigt Erinnerungen von Anwohnerinnen und Anwohnern an ihre Kindheit und Jugend in diesem Stadtteil – und eröffnet damit auch einen ungewöhnlichen Blick auf die Wilhelmstadt, wie sie von ihren Bewohnern in früheren Jahrzehnten erlebt wurde. Da geht es um Familien und um Spielorte der Kindheit, um Schule und alte Geschäfte, um inzwischen verschwundene Orte, um die Kriegszeit und unmittelbare Nachkriegszeit, die eine ganze Generation prägte. Die hier gezeigten Fotos und Objekte erzählen Kiezgeschichte aus subjektiver Sicht. Sie spiegeln Erinnerungen älterer Wilhelmstädter und sind zugleich eine Einladung auch an jüngere

Generationen, sich mit der Geschichte des Stadtteils und Bezirks zu beschäftigen. Das Besondere daran ist, dass die Ausstellung von Wilhelmstädtern selbst erarbeitet wurde: In einem über einjährigen Arbeitsprozess trugen sie Dokumente, Fotos, Erinnerungen zusammen und konzipierten daraus diese Ausstellung, die zunächst im Stadtteilladen Adamstraße 39 gezeigt wird und dann zu weiteren Ausstellungsorten wandern soll. Das ist Bürgerengagement im besten Sinn: Nicht professionelle Kuratoren, sondern Bürgerinnen und Bürger entwickelten monatelang in ehrenamtlicher Arbeit diese Ausstellung über die Geschichte ihres Kiezes. Zutage kommen damit bewegende persönliche Erinnerungen und zugleich ein historisches Mosaik der Wilhelmstadt in vergangenen Jahrzehnten, wie es bislang noch nicht existierte. Ich möchte mich bei allen Engagierten bedanken, dass durch ihre Arbeit diese außergewöhnliche Ausstellung möglich wurde. Sie erzählt viel über die Geschichte der Wilhelmstadt – mehr, als bislang in der historischen Literatur über das Gebiet zu erfahren war. Zu hoffen ist, dass dies erst der Anfang ist, denn es gibt noch viel mehr zu erzählen. Ich wünsche der Ausstellung viele interessierte Besucherinnen und Besucher und der Ausstellungsgruppe eine erfolgreiche Weiterarbeit!

Ihr Carsten Röding

Liebe Leserinnen und Leser

dies ist eine außergewöhnliche WILMA-Ausgabe, über die wir uns als Redaktion besonders freuen.

Vor ca. anderthalb Jahren fand sich – auf eine Initiative von Andreas Wilke vom Koordinationsbüro – nach und nach eine Gruppe von Wilhelmstädterinnen und Wilhelmstädtern zusammen, um eine Ausstellung zur Geschichte der Wilhelmstadt zusammenzutragen. Keine akademisch-historische Ausstellung, sondern ein persönliches Erinnerungsmosaik der Bewohner. Immer mehr Interessierte brachten Fotos, Erinnerungsstücke und vor allem ihre Erzählungen mit. Allmählich entstand eine Gruppe, die sich regelmäßig traf. In zahlreichen Gesprächen wurden nicht nur viele Bilder zusammengetragen und gesichtet, sondern auch sehr lebhaft Erinnerungen ausgetauscht.

Wir haben in dieser Sonderausgabe versucht, einige dieser unterschiedlichen, aber auch verbindenden Erinnerungen aufzuzeichnen. Und wir hoffen, dass nicht nur die Ausstellung selbst, sondern auch die Berichte dieser Sonderausgabe auf reges Interesse und Resonanz stoßen – denn die Geschichtsarbeit soll auch künftig fortgesetzt werden. Alle Interessierten sind nicht nur herzlich zur Ausstellungsöffnung am Mittwoch, dem 4. Juni, um 17 Uhr eingeladen, sondern auch dazu, sich selbst an der künftigen Arbeit zu beteiligen!

Die Redaktion

Impressum

HERAUSGEBER Bezirksamt Spandau von Berlin, Abteilung Bauen, Planen, Umweltschutz und Wirtschaftsförderung, Stadtentwicklungsamt, Fachbereich Stadtplanung
REDAKTION Ulrike Steglich, Nathalie Dimmer
REDAKTIONSADRESSE »Wilma«, c/o Ulrike Steglich, Elisabethkirchstr. 21, 10115 Berlin, Tel.: (030) 283 31 27, mail: wilma@berliner-ecken.com
ENTWURF UND GESTALTUNG Kai Dieterich, www.morgen-berlin.com
DRUCK Henke Druck
info@henkepressdruck.de
V.I.S.D.P. Ulrike Steglich / Für den Inhalt der Zeitung zeichnet nicht der Herausgeber, sondern die Redaktion verantwortlich.

Der für die Gruppe kocht

Ein Interview mit Andreas Wilke, dem Initiator der Ausstellung

Der hat damit angefangen! Der hat uns angestimmt! – Andreas Wilke nämlich, der Spandau selbst ganz gut kennt, weil er, ein gebürtiger Charlottenburger, Schulfreunde auch aus der Wilhelmstadt hatte. Seit vielen Jahren ist er Mitarbeiter des KoSP (Koordinationsbüro für Stadtentwicklung und Projektmanagement), und betreut seit 2010 im Auftrag des Bezirksamts Spandau auch das AZ- und Sanierungsgebiet Wilhelmstadt. Der geschichtsinteressierte Stadtplaner hatte vor ca. zwei Jahren die Idee, die Wilhelmstädter einzuladen, ihre persönlichen Fotos und Geschichten zusammenzutragen. Und nach und nach fand sich eine Gruppe von Interessierten zusammen, die sich regelmäßig traf und die Ausstellung erarbeitete. Wilke organisierte, koordinierte, moderierte, sammelte, sichtete, archivierte – und kochte regelmäßig.

Herr Wilke, wie kamen Sie auf die Idee zu dieser Ausstellung?

Es gab mehrere Komponenten: Zum einen den Stadtteilladen, der in der Wilhelmstadt auch mit Unterstützung des Stadtrats eingerichtet wurde, als Ort für Initiativen und als Instrument, mit dem man etwas anstoßen kann. Auch wir überlegten, wie wir zur Belebung des neuen Ladens beitragen könnten. Zum anderen ist Kultur zwar ein Aspekt im Förderprogramm »Aktive Zentren«, mit dem viele Maßnahmen hier finanziert werden – real aber gab es so gut wie keine kulturellen Aktivitäten im Gebiet. Hinzu kommt, dass ich schon immer sehr an Fotografie und an Stadtgeschichte interessiert war. Es gibt sehr schöne Dokumentationen über Kiezgeschichte in anderen Gebieten – aber bislang kaum etwas über die Wilhelmstadt. Dabei hat der Stadtteil eine starke Identifikationsfunktion über Generationen hinweg: Wilhelmstädter sind Wilhelmstädter. So entstand der Arbeitstitel: »Das da bin ja ich« für den Aufruf, mit dem Interessierte eingeladen wurden – es ging eben nicht nur darum, einfach alte Fotos zu sammeln, sondern auch etwas von den Leuten zu erfahren.

Warum gab es bislang so wenig zur Wilhelmstädter Geschichte?

Es gibt ja viel historische Spandau-Literatur: z.B. zur Zitadelle, zu Hakenfelde, zur Spandauer Militärgeschichte. Die Wilhelmstadt

aber war bei ihrer Entstehung um 1900 ein sehr bürgerliches Viertel, ohne bedeutende Industrie, große Klassenkämpfe etc. Sie war kein Schauplatz großer Berlin- oder gar Weltgeschichte. Wir hatten auch keinen geschichtswissenschaftlichen Anspruch. Es geht hier vielmehr um die persönlichen Geschichten und die Eigenheiten eines Kiezes, der für viele Menschen eine Heimat war und ist, wo Leute leben und aufwachsen ... Es ging darum zu zeigen, was diesen Ort ausmacht.

Der Aufruf war offenbar erfolgreich ...

Ich hatte Riesenglück. Die erste Frau, die sich meldete, brachte gleich einen Stapel wunderbarer Fotos mit. Sie waren hochinformativ und zugleich sehr atmosphärisch: Man sah einfach, wie das Aufwachsen, die Jugend damals hier war ... Damit war mir klar: wenn sich das nur einmal wiederholt, klappt das Projekt. – Es wiederholte sich dann vielfach. Manchmal zufällig, manchmal durch den Schneeball-Effekt: Viele erzählten Freunden und alten Bekannten davon, die dann auch Fotos beisteuerten oder selbst mitkamen. Überhaupt war es faszinierend zu sehen, wie viele Verbindungen es untereinander gibt: Freundschaften, gemeinsame Bekannte, gemeinsame Erinnerungen an die Schule, an Geschäfte ... Bei den Gesprächen der Gruppe über die Fotos löste oft eine Geschichte, eine Erinnerung die nächste aus, das war ein überaus lebhafter Austausch. Und für mich als Nicht-Wilhelmstädter war auch aus der Sicht des Stadtplaners vieles hochinteressant und neu.

Und warum kochen Sie regelmäßig bei jedem Treffen – nicht vor Wut, sondern leckere Gerichte, von denen die Gruppe immer wieder schwärmt?

(Lacht) Ich hab schließlich auch 24 Kochbücher zu Hause. – Ja, das gemeinsame Essen hat sich so eingebürgert. Erst war es einfach ein Anreiz, um die Leute zu locken, weiter zu den Treffen zu kommen, nach dem Motto: »Wenn ich hier Kaffee mache und Kuchen backe, könnt Ihr mich doch nicht allein damit sitzen lassen.« Es ging ja auch – ganz unabhängig vom Ergebnis unserer Arbeit – vor allem um ein Angebot an die Wilhelmstädter, sich zusammenzufinden und auszutauschen. Aber es machte dann solchen Spaß mit der immer weiter wachsenden Gruppe, dass ich



TANJA SCHNITZLER

den Ehrgeiz entwickelte, das Kochen bei jedem Treffen beizubehalten. Natürlich kann man das nicht endlos durchhalten. Aber der Moment, als die Gruppe beschloss, dass sie auch nach der Ausstellung mit der gemeinsamen Arbeit weitermachen wollen – dafür hat sich alle Arbeit gelohnt.

Die Ausstellung wirkt auch optisch sehr professionell – nicht wie eine Hobbysammlung.

Zunächst wussten wir ja alle nicht, was und wie das Ergebnis sein würde. Es ging, wie gesagt, erstmal um die Möglichkeit, sich bei Treffen über gemeinsame und persönliche Geschichten auszutauschen und Material zu sichten. Angesichts der Ernsthaftigkeit der Gruppe und der Qualität der gemeinsamen Arbeit und Zeit, die sie investierten, gab es aber nur eine Schlussfolgerung: Hier braucht es eine richtig gute Ausstellung mit professioneller Qualität, die auch nach der ersten Schau im Stadtteilladen nicht gleich im Keller verschwindet, sondern weiter wandern soll. Und angesichts der Fülle des Materials und der entstandenen Ideen will die Gruppe ihre Arbeit auch fortsetzen. Es gibt ja noch viel zu zeigen und zu erzählen. Toll fand ich, dass auch jüngere Leute dazu kamen und mitmachten, die keine Fotos mitbrachten. Aber genau darum geht es doch: um das Interesse und die Lust, in so einer Gruppe mitzumachen.

Interview: Ulrike Steglich



Frau Koch mit Trieselpeitsche

»Die Ruinen waren unsere Spielplätze«

Heidmarie Koch, Jahrgang 1943, wohnt noch immer im Haus ihrer Großeltern am Südpark

Heidmarie Koch tischt Waffeln mit himmlischer selbstgemachter Rhabarber-Himbeer-Sauce auf. Das passt gut zur warmen Frühlingssonne.

Vor dem kleinen Reihenhäuschen genießen Kinder und Jugendliche die ersten Frühlingstage bei Beachvolleyball im gepflegten Südpark. Familien picknicken unter den Bäumen, ein älterer Herr sonnt sich auf einem Liegestuhl. Heidmarie Koch lebt immer noch im Haus ihrer Familie. Das Reihenhäuschen hatten ihre Großeltern in den 30er Jahren in Erbpacht gekauft, als es gerade errichtet worden war. Hier wohnten ihre Großeltern, die Eltern, sie selbst, später auch ihre eigene Familie mit Mann und Kindern.

Heute würde man das winzige Häuschen wohl ein »Mehrgenerationenhaus« nennen. »Meine Oma, meine Mutter und ich wohnten hier zeitweise zusammen.«

Heidmarie Kochs Eltern heirateten 1942. Sie kam im August 1943 zur Welt. Ihren Vater kennt sie nur von Fotos. Er wurde im Zweiten Weltkrieg als vermisst gemeldet. Als sie 13 Jahre alt war, wurde er schließlich für tot erklärt. Er soll in Österreich gefallen sein.

Auf die kleine Siedlung am Südpark fielen gegen Kriegsende Bomben. Das Haus war zerstört und unbewohnbar. Die Familie bekam eine Behelfswohnung zugewiesen, in der Brüderstraße.

Täglich ging Heidmarie Kochs Mutter trotzdem zum Haus der Familie. »Sie hängte handgeschriebene Zettel auf für

meinen Vater, mit unserer neuen Adresse. Falls er wieder zurückkommt, sollte er wissen, wo er uns findet. Weil sie nur mit Bleistift oder Tintenstift auf blankem Papier schreiben konnte, weichte das natürlich bei jedem Regen durch. Deshalb schrieb sie jeden Tag neue Zettel.«

Bis die Häuser in den 50er Jahren wieder aufgebaut wurden, ging Heidmarie Koch mit ihrer Freundin oft zu der Ruine. »Wir fanden das sehr aufregend. Im Keller gab es noch die alten Fluchtwege, mit Durchbrüchen, damit man bei Verschlüngen notfalls über den Nachbarkeller entkommen konnte. Hinter unserem Haus gab es den Garten mit Obstbäumen, dort ernteten wir dann Obst. Überhaupt waren die Ruinen unsere Spielplätze. Und in den Hauseingängen konnte man gut trieseln – da waren die Böden schön glatt.«

Trieseln war ein damals beliebtes Kinderspiel – mit einem Kreisel, der mit einer kleinen Peitsche bewegt wurde.

»Auf einem Foto sieht man mich in einem Spielanzug, mit der Trieselpeitsche. Da war ich fünf oder sechs Jahre alt. Ein Fotograf fragte mich, ob er mich fotografieren könne. Später brachte er das Foto meiner Mutter. Sie war ganz entsetzt, weil ich doch nur den Spielanzug anhatte, keine Sonntagskleidung.

Der Südpark vor unserem Haus mit dem Schwimmbad war in den 30er Jahren angelegt worden. Früher war dort noch Torfgestochen worden. Eine Badeanstalt vor der Tür war natürlich paradiesisch: In den Ferien zog ich morgens erst mal das Badezeug an und ging schwimmen – danach gab es Frühstück.

Die Badeorte in Spandau waren wichtige Erholungsorte. Es gibt noch ein Foto meiner Mutter mit ihren Freundinnen vom »Weißes Sand«, ein Naturstrand an der Havel. Die jungen Frauen tragen Badekappen, im Hintergrund fährt ein altes Dampfschiff vorbei.

1949 wurde ich in die 23. Volksschule eingeschult. Es gab keine Schiefertafeln mehr, sondern schon Schulhefte, aber die waren noch knapp. Unsere Lehrerin schrieb uns Texte im Heft vor, die wir dann in Schreibschrift nachschrieben. Das war die »ganzheitliche Methode«, so lernte man von Anfang an korrekte Rechtschreibung.

In der Nachkriegszeit gab es in den Geschäften noch wenig zu kaufen. Ich empfand das nicht als schlimm; ich kannte es ja nicht anders. Vor dem Milchladen gab es immer lange Schlangen. Wenn die Milch alle war, wurde der Laden geschlossen, und die noch Wartenden gingen leer aus. Als Kind holte ich oft mit der Milchkanne frische Milch vom Kuhstall in der Adam-/Jägerstraße. Den gab es auch noch in den 70er Jahren.

Ich hatte keine Geschwister. Aber meine Mutter war Kindergottesdiensthelferin in der Melanchthon-Gemeinde, und dort waren oft viele Kinder zusammen. Es gab also viele Freundschaften, und ich war eigentlich mein ganzes Leben lang immer in irgendwelchen Grüppchen – ob im kirchlichen Jugendtreff in der Pichelsdorfer Straße, wo wir spielten und sangen, oder später im Turnverein, wo wir Square Dance machten oder wanderten.

Als Jugendliche gingen wir gern tanzen, es gab zum Beispiel in den Spandauer Festsälen Bälle, auch den Abschlussball unserer Tanzschule. Beim Osterball im Schützenhof lernte ich mit 16 Jahren meinen späteren Mann kennen – und meine Freundin ihren Mann. Die beiden Männer waren miteinander befreundet.«

(aufgezeichnet von Ulrike Steglich)



Peter Blöser vor dem Laden in der Jordanstraße 1955 ...



... und heute

»Lutscher in Trieselform«

Peter Blöser, Jahrgang 1949, erinnert sich an das kleine Lebensmittelgeschäft, das seine Eltern in der Jordanstraße betrieben

»Das Foto wurde 1955 vor dem Geschäft meiner Eltern aufgenommen. Ich war damals knapp sechs Jahre alt, Mitte April wurde ich eingeschult.

Meine Eltern eröffneten das kleine Lebensmittelgeschäft 1955 in der Jordanstraße 4. Es bestand zwei Jahre. Das Geschäft war so klein, dass es sich nicht allein tragen konnte, deshalb übte mein Vater noch einen zweiten Beruf aus. Außerdem fuhr er auch Lebensmittel mit dem Fahrrad aus – das war sozusagen der Vorläufer der heutigen Lieferservices.

Nach zwei Jahren mussten meine Eltern den Laden aber schon wieder schließen, weil meine Mutter sehr krank war.«

Während Peter Blöser erzählt und sich vor dem Laden fotografieren lässt, so wie damals als kleiner Junge, erscheinen die heutigen Inhaber: Die Familie Leppin betreibt seit 1961 hier ein Geschäft für Haustechnik und Sanitär-ausstattung, ihr gehört auch das Haus. Erst ist das Ehepaar zurückhaltend – angesichts der fremden Menschen, die vor ihrem Laden fotografieren. Doch schnell kommt man miteinander ins lebhafte Gespräch: Peter Blöser und das Ehepaar Leppin tauschen sich aus über frühere Nachbarn, über die Ställe des Bauern Feldbinder, die sich früher im Hof der Jordanstraße befanden, über die Gebäude und Läden in der Umgebung – Wilhelmstädter, auch wenn sie sich bislang nicht kannten, finden schnell Verbindendes.

Frau Leppin zeigt uns den Hof des Mietshauses Jordanstraße 6, den sie liebevoll mit Pflanzen und Blumen gestaltet hat. Hier treffen sich die Mieter des Hauses öfter zum Grillen. Hinten steht immer noch das alte Stallgebäude, an das sich auch Peter Blöser noch gut erinnert: »In Spandau gab es zwei Ställe des Bauern Feldbinder – einen in der Jägerstraße, und diesen in der Jordanstraße. Oben lagerten Heu und Stroh, zum Spielen war das wunderbar. Wie Landleben.«

Die Nachbarschaft kaufte damals die Grundlebensmittel bei Blösers ein. In der Jordanstraße gab es eigentlich alles für den Alltagsbedarf: »Einen Bäcker, einen Gemüseladen, eine Drogerie an der Ecke zur Pichelsdorfer.« Die Erinnerungen an den kleinen Laden seiner Eltern sind immer noch lebendig: »Damals kam noch der Eislieferant mit Stangeneis in einer kleinen Truhe, damit wurde die frische Kuhmilch gekühlt. Kühlchränke gab es ja noch nicht. Die Milch wurde mit Schöpfkellen in Flaschen abgefüllt – später gab es dann eine Milchpumpe.

In unserem Laden gab es eigentlich alles: Milch, Käse, Wurst, Kaffee, Mehl, Zucker, Getränke, Süßigkeiten ... Es gab auch Erbswurst, das war so eine Paste in Salamiform, aus der dann Erbsensuppe gemacht wurde. Wurst und Käse kaufte man damals in sehr kleinen Mengen ein, es wurde im Gramm abgewogen oder in Pfund. »Ein Achtel« waren 62,5 Gramm. Meine Mutter stand hinter dem großen Verkaufstresen und bediente. Bei uns kauften vor allem Stammkunden aus der Nachbarschaft ein, die Ansprache war immer sehr persönlich.

Als Kind freute ich mich über den sogenannten »Schokoladenbruch« und auch über die Lutscher in Trieselform, mit einer Figur als Stab. Die waren fürchterlich süß – aber ich war damals sehr beliebt in der Schule!« Peter Blöser lacht. Er besuchte die Volksschule in der Förderichstraße, seine Freunde wohnten in der unmittelbaren Umgebung. »Im Grunde gab es damals schon Ansätze von Integration – in meine Klasse gingen beispielsweise auch zwei Kinder, die leicht geistig behindert waren. Wir hatten eine sehr musikbegeisterte Klassenlehrerin, die mit uns musizierte. Ich war nicht besonders begabt – ich spielte die Triangel. Neben den obligatorischen Fächern gab es damals auch noch Nadelarbeit und Werken.«

Noch heute sehen sich die einstigen Schüler bei Klassentreffen wieder. (aufgezeichnet von Ulrike Steglich)

»Auf dem Hof durfte man nicht spielen«

Brigitte Kühn, Jahrgang 1934, lebt seit zehn Jahren in der Gatower Straße. Bis dahin war die Melanchthonstraße ihr Zuhause.



Brigitte Kühn (in der Mitte sitzend), in der 1. Klasse, 1940.

»Das Foto von 1940 zeigt unsere erste Klasse in der 12. Volksschule Förderichstraße. Wie man sieht, war es damals eine typische reine Mädchenschule – die Schule für die Jungen war gleich nebenan.

Das Mädchen in der Mitte bin ich. Warum ich dort platziert wurde, weiß ich nicht mehr. Ganz hinten in der Mitte sieht man unsere Lehrerin, Fräulein Wernicke. Die unverheirateten Lehrerinnen wurden damals mit »Fräulein« angesprochen. Die jungen Mädchen links und rechts passen auf uns auf.

1940 war für uns Kinder in Berlin vom Krieg noch nicht viel zu spüren.«

»Sie fingen da ja schon an zu siegen«, sagt Frau Kühn heute ironisch. Damals, als Sechsjährige bekam sie vom Geschehen, von den mörderischen Feldzügen der Nazis noch nicht viel mit. Sehr lebendig sind aber ihre Erinnerungen an die Zeit, als der Krieg nach Berlin zurückkehrte – auch in Spandau fielen Bomben.

»1945, als die russische Armee kam, tobten hier die Endkämpfe um die Wehrmachtskasernen. Die Erinnerungen an die Flakkämpfe, die Granaten, die Angst, die ich damals hatte, kommen heute noch immer wieder hoch. Manchmal schrecke ich nachts auf, weil mich diese Bilder verfolgen. Die Kasernen wurden nachts öfter von Anwohnern geplündert, weil es dort Lebensmittel gab. Auch meine Mutter ging mit mir dorthin. Ich hatte große Angst, es war dunkel, die Granaten ...

Nach dem Krieg war es für mich eigentlich eine schöne Kindheit und Jugend. Wir hatten nicht viel, aber im Vergleich zu anderen ging es mir gut. Ich hatte eine Schildkröt-Puppe und einen Puppenwagen, mein Bruder und ich hatten sogar einen Roller. Das war damals ein Schatz. Damit fuhren wir die Adam- und Melanchthonstraße entlang, und andere Kinder fragten uns: »Lässt du mich auch mal fahren?«

Die Straße war unser Spielort. Auf dem Hof durfte man ja nicht spielen, da kam sofort der Hauswart. Auch im Südpark war Spielen damals nicht erlaubt. Also spielten wir auf der Straße, es gab ja kaum Autos. Aber wenn wir mit dem Ball in der Melanchthonstraße spielten, regten sich die Erwachsenen trotzdem auf.

Im Südpark machte man Sonntagsspaziergänge, man ging zum Ententeich, für die Kinder gab es ein Eis. Auf alten Fotos sieht man noch die Pferde im Südpark, eine Skulptur, die 1933 aufgestellt wurde. 1942 wurde sie dann abmontiert – das Metall wurde für die Rüstungsindustrie gebraucht.

Spannend war für uns Kinder auch die Totenhalle an der Gatower Straße – das Backsteingebäude, in dem sich heute das Lokal G7 befindet. In der Totenhalle wurden Selbstmörder und unbekannte Tote aufgebahrt. Wir fanden es aufregend, durch das Schlüsselloch zu schauen. Wenn wir Kinder glaubten, dort Särge zu sehen, riefen wir: »Kommt mal, da is was los!«

Zwischen Melanchthon-, Adam- und Gatower Straße befand sich das Stift für ältere Damen. Außerdem eine kleine Parkanlage, wo wir oft auf den Bänken saßen und »Schwarzer Peter« spielten. Dort gab es auch einen Bunker, wo während der Kriegsbombardements Mütter und Kinder Schutz suchten. Sie konnten schon abends dort hingehen und schlafen.«

Auch nach dem Krieg blieb der Bewegungsradius überschaubar.

»Alles Schöne gab es ja in der unmittelbaren Umgebung. Mit meinem kleinen Bruder verbrachte ich im Sommer oft den ganzen Tag in die Badeanstalt. Sonntags besuchten wir manchmal das Tropfsteinkino, für 50 Pfennig sahen wir Märchen oder »Pat und Patachon«.

Nachdem ich die achte Klasse abgeschlossen hatte, machte ich eine Lehre zur Maßschneiderin. Als Jugendliche war ich eine »Ausgeherin«. Anfang der 1950er Jahre gab es hier viele Laubenkolonien und auch viele Laubenpieperfeste, auch am Südpark – mit Kettenkarussell, Schießbude, Eis, Musik, Tanz.

Wir sind als Jugendliche oft schwooften gegangen, ich tanzte gern. Man hat dann geguckt, welcher Junge gut tanzen kann ... Die Fest-Termine – im Schützenhaus oder im Südpark – sprachen sich so herum. Wir sind als Freundesgruppe überallhin gegangen zum Tanzen, egal wo und wann. An einer Cola oder Brause hielt man sich dann den ganzen Abend fest. Die kostete ungefähr eine Mark. Als Lehrling hatte ich 56 Pfennig Stundenlohn, im Monat verdiente man ca. 20 Mark. Davon bezahlte ich auch noch meine Nähmaschine ab.

Ich habe dann bis zur Rente in der Modebranche gearbeitet: erst im Modehaus Prill, nach dessen Insolvenz war es dann das Modehaus am Juliufturm.«

(aufgezeichnet von Ulrike Steglich)

»Den Kindern gehörte die Straße«

Jürgen Böhmer, Jahrgang 1939
lebt noch heute in seinem Geburtshaus

Jürgen Böhmer wurde im Eckhaus Pichelsdorfer Straße/ Franzstraße geboren und hat dort sein ganzes Leben lang gewohnt, bis heute. Er fühlt sich sehr verbunden mit seinem Geburtshaus und seinen damaligen Spielkameraden – den Geschwistern und Nachbarskindern. Von den einstigen Gefährten leben heute einige nicht mehr, andere sind weggezogen. Jürgen Böhmer ist geblieben und erinnert sich:

»Das Haus, der Hof und die Straße – das war unser Universum. In unserem Haus lebten viele Kinder, gemeinsam haben wir ständig Streiche ausgeheckt. Aus der nahe gelegenen Glasfabrik, die Laborgegenstände herstellte, sammelten wir entsorgte Glasröhrchen und beschossen damit heimlich Fußgänger mit Holunderbeeren. Die hinterließen wunderbare Flecken. Wenn wir unsere Munition verschossen hatten, hieß es: Beine in die Hand nehmen und rennen, so schnell du kannst!

Natürlich hatten wir ständig Angst, erwischt zu werden. Besonders vor der Polizei nahmen wir uns stets in Acht. Damals, kurz nach dem Krieg, wurden Zucht und Ordnung noch groß geschrieben. Die Kinder waren in ihren Freiheiten und Rechten sehr eingeschränkt, anders als heute. Wir durften nicht einmal den Rasen zum Spielen betreten und ich erinnere mich an ein Schild des Hausbesitzers, das in unserem Hausflur hing, mit der Aufschrift: »Das Umherstehen vor der Haustür sowie das unnütze Aufhalten auf Hof, Fluren und Treppen ist streng verboten!«

Trotzdem haben wir uns freier bewegt, als Kinder das heute tun können. Die Straße gehörte uns, denn damals fuhren kaum Autos. Die Franzstraße war die einzige asphaltierte Straße in der Wilhelmstadt, hier konnten wir wunderbar Rollschuh fahren. Auf den Bordsteinkanten haben wir mit kleinen Autos Rennen organisiert, die wir von unten

mit Knete beklebten, um sie zu beschweren. Oder wir haben Olympiade gespielt. Mein Vater hat den Siegern wunderbar verzierte Medaillen aus Pappe geschenkt. Mein Vater war sehr beliebt bei uns Kindern, denn er hat sich viel mit uns beschäftigt. Während des Krieges und auch danach ging es uns wirtschaftlich sehr schlecht. Man konnte nicht einfach losgehen und was Neues kaufen. Doch mein Vater hat das mit seiner Kreativität und seiner Geduld ausgeglichen und dabei immer große Würde ausgestrahlt. Vor dem Krieg war er Schriftmaler und hat die Schilder zahlreicher Geschäfte in der Wilhelmstadt angefertigt. Ich war immer sehr stolz, wenn ich im Vorbeigehen die feine Handwerkskunst an den Geschäftsfassaden entdeckte.

Nach dem Krieg arbeitete mein Vater als Oberkellner. An einem Heiligabend, es muss 1946 oder 1947 gewesen sein, kam er mit einem Rucksack voller Lebensmittel von seiner Schicht nach Hause. Von der Weihnachtsfeier der britischen Militärverwaltung hatte er einige Reste mitbringen dürfen: große

Tortenstücke und Braten. Das Bild des prall gefüllten Rucksackes und der strahlende Blick meines Vaters über die glücklichen Kinderaugen sehe ich vor mir, als sei es gestern gewesen.

Mein Vater war ein großes Vorbild für mich. Von ihm lernte ich, dass eine gut funktionierende Gemeinschaft besonders in schwierigen Zeiten große Kräfte entwickeln kann. Unmittelbar vor Kriegsende, im April 1945, war eine Brandbombe ins Dach geschlagen und hatte den gesamten Dachstuhl des Aufganges Franzstraße 1 in Brand gesetzt. Auf dem Hof unseres Hauses befand sich eine Schwengelpumpe. Die Mieterschaft bildete eine Wassereimer-Kette vom Hof bis hinauf in die dritte Etage. Mit viel körperlichem Einsatz gelang es, den Brand einzudämmen. Nachdem die Bewohner viele Stunden Wasser schleppten, trafen sich alle an der Pumpe, um sich dort abzukühlen. Seitdem war die Pumpe für mich das Symbol für den großen Zusammenhalt der Hausgemeinschaft – auch in Zeiten größter Not.«

(aufgezeichnet von Nathalie Dimmer)



Jürgen Böhmer während eines Sonntagsspaziergangs mit seinem Vater, 1941. Das Kind trug die Verantwortung in Gestalt einer Kamera, Marke Agfa Klax



Zettel zur Neueröffnung 1957



Der Vater an der Milchtheke



Geschäftsansicht von 1953, nach dem ersten Geschäftsumbau

»Freie Wahl«

Hans-Joachim Schultka, Jahrgang 1938, über das Feinkost- und Lebensmittelgeschäft seiner Eltern

»Auf dem Foto sieht man unseren Laden in der Metzger Straße 14 / Földerichstraße 75. Es war das dritte Geschäft in ganz Berlin, das Ende der 50er Jahre auf Selbstbedienung umstellte. Das war damals schon eine kleine Revolution. Das Geschäft war ursprünglich von der Konsum-Genossenschaft als Kolonialwaren-Geschäft eröffnet worden und wurde 1928 von meinen Großeltern – sie hießen Wüstenberg – als Lebensmitteladen übernommen. Meine Familie führte ihn dann fort bis 1960.

Mein Vater betrieb in seinen jungen Jahren zunächst ein kleines Geschäft im Spreewald. Bei einem Fest lernten sich meine Mutter und mein Vater kennen, sie heirateten 1937 und übernahmen bald den Laden in der Metzger Straße von meinen Großeltern. Er war ursprünglich nur 13 Quadratmeter groß und wurde dann erweitert auf 28 Quadratmeter. Es gab noch drei oder vier Lebensmittelläden in der unmittelbaren Umgebung. Aber weil es vor dem Krieg eine Preisbindung gab, machten sie sich keine Konkurrenz und konnten alle leben.

Mein Vater war gelernter Kaufmann, doch seit Kriegsbeginn wurde er zusätzlich auch noch zum Polizeidienst in Haselhorst verpflichtet. Später wurde er dann zum Krieg eingezogen und musste an die Ostfront. Erst 1948 kam er aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück.

Inzwischen musste sich ja meine Mutter um alles kümmern, um das Überleben der Familie und das Geschäft. Sie entdeckte dabei ihr kaufmännisches Talent. Sie konnte

gut handeln, es war ja eine Zeit der Tauschwirtschaft: Ihren Führerschein zahlte sie damals mit zwei Kilo Butter. Als mein Vater dann zurückkehrte, gab es natürlich Konflikte: Denn inzwischen hatte die Mutter bei den Geschäftsfragen die Hosen an.

In der Nachkriegszeit wurden sehr viele Spirituosen konsumiert. Aus großen 50-Liter-Kruken wurden die Getränke in Flaschen umgefüllt. Wir hatten damals auch eine große Schnaps-Reklame am Regina-Kino.

Die Ladenkasse wurde damals noch mit einer Kurbel bedient. Die Milch wurde aus mit Zink ausgekleideten Behältern geschöpft und in Kannen umgefüllt. Es gab noch keine Kühlschränke – der Eismann brachte mit dem Pferde-fuhrwerk die Eisstangen zur Kühlung. Als die Lebensmittel noch rationiert waren, wurden Lebensmittelmarken für die Zuteilungen geklebt. Später gab es dann Rabattmarken. So um 1953 bekam der Laden dann ein elektrisches Kühlsystem und neue elektrische Kassen. Der Laden wurde auf 28 Quadratmeter erweitert – durch unser Wohnzimmer.

1957 wurde dann ein weiteres Zimmer hinzugenommen und der Laden damit auf 68 Quadratmeter erweitert. Und das Wichtigste: Das Geschäft wurde auf Selbstbedienung umgestellt, auf »Freie Wahl«, wie man es damals nannte. Eröffnet wurde am 19.9.1957. Es war ein Wagnis, es war ja erst der dritte Selbstbedienungsladen in ganz Berlin. Meine Mutter fürchtete, dass die Kunden wegbleiben könnten. Wir Kinder mussten Werbezettel verteilen: »Jetzt wird das Einkaufen zum Vergnügen«. Auf einem Aushang wurde den Kunden erklärt, wie Selbstbedienung funktioniert. Trotzdem wurde auch weiterhin Bedienung angeboten, wenn das gewünscht war. Meine Mutter ging mit den Kunden die Regale entlang und suchte mit ihnen die Waren zusammen. Das Volksblatt schrieb damals »Das Kaufen macht Spaß«.

Meine Eltern haben nur geackert. Mein Vater stand jeden Morgen zwischen drei und vier Uhr auf, um die Frischmilch der Meierei Bolle persönlich abzunehmen. Samstags war bis 19 Uhr geöffnet. Sonntags wurde Sahne geschlagen, für den Sonntagsbesuch unserer Kunden bei Kaffee und Kuchen. Die Kunden bestellten vor, und weil der Sonntagsverkauf ja nicht erlaubt war, wurde die Sahne dann hintenrum durch den Hausflur abgeholt. Außerdem wurden Lebensmittel auch an Kunden geliefert, wenn das gewünscht wurde – ohne Liefergebühr natürlich.

Meine Eltern investierten sämtliche Zeit und alles Geld immer in den Laden. Ich begann dann ein Studium als Bauingenieur, aber als Sohn sollte ich den Laden übernehmen. Also brach ich das Studium ab und begann eine Lehre bei meinem Vater. In der Berufsschule war ich der erste, der schon nach zwei Jahren mit der Ausbildung fertig war. Ich machte meinen Kaufmannsgehilfenbrief, dann volontierte ich in einer Brennerei, lernte weiter im Labor einer Weinbaulehranstalt und arbeitete ein Dreivierteljahr auf einem Weingut in Bordeaux. Das war eine wunderbare Zeit, ich lernte viel über Weine und natürlich auch die französische Sprache.

Und dann erreichte mich plötzlich ein Brief meiner Eltern, dass sie den Laden verkauft hätten – obwohl sie ja immer wollten, dass ich ihn weiterführe. Was sie dazu bewogen hat, weiß ich nicht.«

Der Weinfreund Hans-Joachim Schultka blieb noch lange der Branche treu und arbeitete mehrere Jahrzehnte im Lebensmittelhandel. (aufgezeichnet von Ulrike Steglich)



LUTZ NORBERT BARTEL

Die letzte Fahrt der Linie 75

Lutz Norbert Bartel, Jahrgang 1944, erinnert sich noch lebhaft an die Straßenbahnlinie 75 – und an das WM-Endspiel 1954

»Für die Wilhelmstädter war die Straßenbahnlinie 75 die »geliebte« Route, um vom Süden Spandaus zur täglichen Arbeit oder zur Westberliner Innenstadt zu fahren. Umgangssprachlich fuhr man mit dieser Linie von der Wilhelmstadt entweder nach Spandau – damit war die Altstadt gemeint – oder nach Berlin, womit der Bereich ab Charlottenburg, Wilmersdorfer Straße gemeint war. Die 75 führte von Hakenfelde bis zum Zoo an der Kantstraße. Auch ich fuhr mit dieser Straßenbahn zur Arbeit nach Charlottenburg: seit 1960 machte ich eine kaufmännische Lehre nahe der Gedächtniskirche. Bei Karstadt Sport war später Endhaltestelle. Weil es dort keine Wendeschleife gab, fuhr die Bahn mit zwei Triebwagen, der Fahrer stieg dann einfach vom einen in den anderen Wagen um. War der hintere Fahrersitz frei, setzte ich mich gern dorthin. Neben dem Fahrer gab es damals noch einen Schaffner, der das Fahrgeld kassierte. Eine Fahrt mit Umsteigemöglichkeit kostete damals für Erwachsene 30 Pfennig, für Kinder 15 Pfennig. – Später, als die Busse die Straßenbahn ersetzen, kassierten dann die Busfahrer selbst – bis heute.

1966 wurde die Straßenbahnlinie eingestellt und durch Busse ersetzt. Mein Kumpel und ich wollten bei der letzten Fahrt der 75 unbedingt dabei sein, deshalb blieben wir bis tief in die Nacht auf. Für die letzte Fahrt war ein alter Straßenbahn-Bautyp eingesetzt worden. Die Bahn war geschmückt, und schon während der Fahrt wurden Teile als Erinnerungsstücke demontiert, Schilder und ähnliches. Auch mir wurden Schilder in die Hand gedrückt. Ich hatte einen einfachen Fotoapparat dabei, der Blitzer funktionierte nur mit kleinen Birnchen.

Die Fahrt führte regulär vom Zoo bis Hakenfelde und danach zum alten Betriebsbahnhof. An der Pichelsdorfer Ecke Heerstraße stand ein Stehgeiger und spielte auf. Außerdem ließ es sich Lilo Ruschin nicht nehmen, allen Fahrgästen einen Schluck Feuerzangenbowle auszuschenken. Lilo Ruschin war eine Institution im Gebiet, ihr Lokal »Historischer Weinkeller«, in dem auch viele Prominente verkehrten, war so legendär wie ihre Feuerzangenbowle.

Die gußeiserne Nr. 75, die an der Frontseite der Straßenbahn hing, nahm ich zum Schluss als Andenken mit. Jetzt ist sie in der Ausstellung zu sehen.

Die letzte Fahrt der Straßenbahn Nr. 75, 1966

Ich kam 1944 am heutigen Brunsbütteler Damm zur Welt. In den letzten Kriegstagen wurden wir dort von der Wehrmacht rausgeschmissen, weil es Kampfzone war. Dann kamen die Russen. Nach Kriegsende lag das Haus in Schutt und Asche, wir bekamen ein Notquartier in der Wilhelmshavener Straße und später eine Wohnung in der Pichelsdorfer Str. 19. Das war Luxus: mit fließend warmem Wasser aus der Wand. Freunde meiner Eltern kamen deshalb oft aus Falkensee, um bei uns zu baden. Falkensee gehörte zur Ostzone. Die Straßenbahnschaffner hatten aber kein Ostgeld zum Wechseln – deshalb wurde ich als Kind oft zum Straßenbahnhof geschickt, um dort mit Ostgeld Fahrscheine zu kaufen.

Der Pichelsdorfer Straßenbahnhof war durch den Krieg stark geschädigt worden – bis zu seiner Abschaffung in den 60er Jahren wurden die Schäden nie beseitigt. Das Dach war nur noch ein Gerippe. Zum Straßenbahnhof kamen die Schaffner mit der Kasse und machten dort ihre Abrechnung. Am Eingang Weverstraße wurden Wochen- und Monatskarten verkauft.

Als Kinder spielten wir oft an der Pichelsdorfer Ecke Heerstraße, einem noch unbefestigten Stück Straße. Mit Baumteilen bauten wir uns Tore fürs Fußballspielen. Für Kinder gab es in der Pichelsdorfer noch etwas ganz Besonderes: einen Verleih für Roller mit Luftbereifung und Kinderräder, die damals Bambi-Räder genannt wurden. Die Mietgebühr betrug, glaube ich, 50 Pfennig pro Stunde.

Ein wunderbares Erlebnis hatte ich als Kind im Sommer 1954 in der Weißenburger Straße 18 oder 19. Dort besaßen die Eltern einer Schulkameradin eine Toto-Lotto-Annahmestelle. Der Besitzer des Geschäfts hatte damals – für die Zeit noch sehr ungewöhnlich – ein Fernsehgerät aufgestellt, wo einige Eingeladene das Glück hatten, das Endspiel der Fußball-WM mit dem legendären Berner Sieg der deutschen Nationalmannschaft sehen zu können. Zu diesen glücklichen Zuschauern gehörten auch mein Vater und ich. Die Erwachsenen sangen dann die Nationalhymne.«

Es war wohl der erste Vorläufer des heutigen Public Viewings.

(aufgezeichnet von Ulrike Steglich)



Marianne Wilhelm (2.v.l.) und Nachbarskinder, ca. 1960

»Manchmal ließ ich meine Mutter ein paarmal pfeifen ...«

Marianne Wilhelm, Jahrgang 1955, wohnte nur ein halbes Jahr außerhalb der Wilhelmstadt

»Ich bin in der Földerichstraße aufgewachsen. Das Foto zeigt die Nachbarskinder und mich ca. 1959 oder 1960. Ich bin das Mädchen mit dem Fahrrad.

Die Häuser in der Földerichstraße wurden 1954 errichtet. Das waren alles kleinere Wohnungen. Dafür gab es einen riesigen Hof. Wir spielten dort oft »Ball an die Wand« und donnerten die Bälle an die Garage im Hof. Darüber regte sich immer die »Katzenfrau« im Haus auf – eine Dame, die Katzen besaß. Es muss ja auch einen fürchterlichen Krach gemacht haben mit den Bällen.

Außerdem spielten wir Hopse und malten dafür mit Kreide die Quadratfiguren auf das Straßenpflaster. Später spielten wir auch Gummitwist und »Abnehmen« oder ärgerten die Jungs mit »Juckpulver« – das waren die kleinen Kerne, die wir aus den Hagebutten auf dem Hof pulten.«

Gummitwist und »Abnehmen« waren klassische Mädchenspiele. Dabei ist unter »Abnehmen« keine Essstörung oder Heidi-Klum-Wettbewerb zu verstehen – es ging vielmehr um ein Spiel mit einem Band, das man sich um die Finger spannte und damit unterschiedliche Figuren formte.

»Meine Mutter war Hausfrau, wie das Ende der 50er und in den 60er Jahren ja oft üblich war. Mit fünf Jahren kam ich in den Kindergarten der Melanchthon-Gemeinde. Aber dort war ich meist nur bis mittags, weil meine Mutter ja zu Hause war. Ich freute mich immer, wenn meine Mutter mal »nach Berlin« fuhr, wie es damals hieß – denn dann durfte ich auch mal wie die anderen Kinder Mittagsschlaf im Kindergarten machen. Ich

fand das toll – ein ganzer Schlafräum voller Kinder ...

Ich kann mich auch noch gut an den großen Markt an der Földerich-/ Ecke Zimmerstraße erinnern. Dort gab es zahlreiche Händler entlang der vielen Gänge. Immer, wenn wir zum Markt gingen, war es ein Ritual, dass wir Kinder ein frisches Wiener Würstchen auf die Hand bekamen. Der Markt war faszinierend für uns: die lebenden Aale in den Bottichen, die großen Fässer mit frischem Sauerkraut und sauren Gurken.

Frische Milch holten wir damals noch vom Bauern Feldbinder – blieb Milch übrig, konnte man daraus noch Dickmilch machen.

Wir Kinder spielten damals meist draußen, zum Beispiel Räuber und Gendarm. Zwischen meiner Mutter und mir gab es die einfache Abmachung, dass ich zum Abendbrot zu Hause sein sollte, so gegen 18 Uhr. Wenn ich beim Spielen die Zeit vergaß, pfiff meine Mutter vom Balkon, sie hatte da eine ganz spezielle Melodie, die ich sofort erkannte. Aber manchmal ließ ich sie dann einfach auch ein paar Mal pfeifen ... Man wollte ja nicht als Erste das Spiel verlassen.

Als Kinder kauften wir uns in den kleinen Lädchen der Wilhelmstadt gern Süßigkeiten: Wassereis, einzelne Lutscher für zehn Pfennig, Lakritzpfeifen, Brausepulver, »Zauberbügeln«, die die Farbe wechselten beim Lutschen. Ich hatte so ein Oktavheftchen, in dem ich Buch führen musste über meine Taschengeld-Ausgaben. Irgendwie ist das bei mir hängen geblieben: Noch heute führe ich ein Haushaltsbuch ...

Die Wilhelmstadt war geprägt von diesen kleinen Läden und Geschäften. Beim Bäcker

Gurke holte ich oft Schrippen und Knüppel, mein Vater liebte diese länglichen Brötchen. Wir Kinder aßen gern »Trullis«, das waren so tütenförmige Nudeln, und Makkaroni, weil man da so schön reinpfeifen konnte. Jeden Sonntag schnippelte mein Vater Obstsalat, das war sein Ritual. Wir mochten auch den kalten Grießpudding, den meine Mutter im Sommer machte – in einer traubenförmigen Porzellanform kühlte er ab und wurde dann kunstgerecht gestürzt. Weil es damals kein Schulesen gab, kochte meine Mutter jeden Mittag für uns, ganz klassisch gab es dann auch Nachtisch.

Mit 19 zog ich von Zuhause aus – von der Földerichstraße 59 in die Földerichstraße 63, wo auch meine Oma wohnte. Und gleich gegenüber wohnte ja immer noch meine Mutter – ich war also stets gut behütet!

Ich war nicht so der Ausgehtyp. Als Kind ging ich manchmal ins Kino Regina, dort schaute man sich damals diese Pauker-Filme an. Später, als Heranwachsende, setzte ich mich ab und an mit meinem Freund in die Pizzeria in der Pichelsdorfer Straße 65, wo wir Pizza aßen und Marsala tranken, diesen schweren Rotwein. – Heute ist dort die Pizzeria Portofino.

Mit 18 machte ich meinen Führerschein. Weil unsere Familie kein Auto hatte, kaufte ich dem Fahrlehrer der Fahrschule einen gebrauchten Opel Kadett ab, für 800 Mark. Das war für mich damals sehr viel Geld. Ich war stolz wie Bolle bei der ersten Fahrt, zu der ich meinen jüngeren Bruder mitnahm. Für Anfänger war es nicht so gefährlich – 1974 gab es ja noch wenig Autoverkehr auf den Straßen. Wenn Familienbesuch kam, hieß es dann immer: »Marianne fährt dich nach Hause!« Und weil der Gebrauchtwagen natürlich auch rostige Stellen hatte, standen mein Freund und ich am Wochenende oft auf der Straße und flickten den Wagen. Er hatte auch viele Aufkleber: die damals beliebten Prilblumen und anderes.«

Nach der 10. Klasse hatte Frau Wilhelm beim Lette-Verein eine kaufmännische Lehre gemacht und wurde danach beim Sender Freies Berlin (SFB) angestellt. Nach der Wende und der Berliner Wiedervereinigung fusionierte der Westberliner SFB mit dem Ostberliner Rundfunk zum Rundfunk Berlin-Brandenburg (RBB), wo Frau Wilhelm noch heute arbeitet.

»Eigentlich habe ich immer in der Wilhelmstadt gewohnt, abgesehen von einem halben Jahr in Bayern, weil mein Mann dort einen Job bekam. Aber das ging schief und wir kamen wieder zurück – wieder in die Wilhelmstadt, Földerichstr. 63. Man hat einfach sein soziales Umfeld hier ...«

(aufgezeichnet von Ulrike Steglich)

»Ach – das warst Du?«

Ina Bittroff, Jahrgang 1960, schätzt besonders die Vertrautheit und gute Nachbarschaft der Wilhelmstadt



Ina Bittroff mit Ihrer Mutter und dem Kinderfreund Kurt, 1971
Foto: Heinz Hermann (Vater)

Wer Ina Bittroff zu Hause besucht, muss sich auf eine halsbrecherisch steile, enge Treppe gefasst machen. »Erstbebauung der Adamstraße«, lacht Frau Bittroff: Das schmale Wohnhaus Adamstraße 42 wurde um 1870 errichtet. Im Hof befindet sich eine alte Remise. Ihr kleines Büro hat die selbstständige Betreuerin von Kleinunternehmen im Keller des Hauses eingerichtet.

Wie viele aus der Gruppe, die die Ausstellung erarbeitete, lebt auch sie schon immer in der Wilhelmstadt. Diese starke Ortsbindung der Bewohner, die familiären Verhältnisse, die Freundschaften und langjährigen Bekanntschaften prägen das Viertel.

»Das Foto entstand, als ich zehn Jahre alt war. Ich stehe mit meiner Mutter und dem Nachbarsjungen Kurt vor unserer Haustür in der Jägerstraße. Kurt und ich waren befreundet und spielten oft zusammen. Die Nachbarschaft im Haus war sehr eng, man kümmerte sich umeinander.

Kurt hatte einen Stiefvater; seine Mutter war damals, als das Foto entstand, schwer krebserkrank, sie verstarb bald. Kurt und ich verbrachten viel Zeit miteinander. Der Stiefvater heiratete später neu, und als der Stiefbruder Enno geboren wurde, zog Kurt zu seinen Großeltern nach Gießen. Unser Kontakt riss damit leider ab.

In die Jägerstraße waren wir 1958 eingezogen – meine Eltern wohnen heute noch in unserer alten Wohnung. Es war damals eine Art Drei-Generationen-Wohnen: Großeltern, Eltern und ich. 1982 bezog ich dann meine erste eigene Wohnung in der Adamstraße 40, klassischer Nachkriegsbau mit Ofenheizung. 1987 lernte ich meinen Mann kennen und zog zu ihm in die Adamstraße 42.

Es ist also alles sehr lokal für mich – eigentlich spielte sich mein Leben immer in der Wilhelmstadt ab. Das Faszinierende am Kiez rund um die Pichelsdorfer, Adam- und Földerichstraße ist dieser geradezu dörfliche Charakter. Viele hier kennen mich von klein auf.

Der Zusammenhalt war stark, ein sehr gutes Miteinander. Man passte aufeinander auf. Das war für mich am prägendsten. Wenn ich als kleines Kind über die Straße zur Mutter wollte, fanden sich immer Ladenbesitzer, die mich ganz selbstverständlich über die Straße brachten. Noch heute kennen sich viele untereinander, vor allem die Älteren. Ein Marktbesuch ging auch nie unter drei Stunden ab, weil man immer Bekannte traf.

Als ich 1999 meinen Sohn in der Földerich-Grundschule anmeldete, die ich selbst als Kind besucht hatte, ging ein Lehrer an mir vorbei, kam zurück, schaute mich wieder an und sagte: »Du bist doch die Ina.« Und meine frühere Englischlehrerin sehe ich immer noch fast wöchentlich.

Mein Schulweg führte damals von der Jägerstraße über die Adamstraße zum Földerichplatz, vorbei am Kuhstall des Bauern Feldbinder. Die Bauersfrau und ich grüßten uns immer. Manchmal gaben mir meine Eltern altes Brot mit: »Wirf das mal beim Bauern in die Tonne!« – als Tierfutter. Ein paar Schritte weiter, am Eisenwarenladen, begrüßte mich immer der Hund des Besitzers.

Irgendwann, so um 1975, gab es auf dem Feldbinder-Hof einen Wurf junger Kätzchen, der damalige Knecht zeigte mir die Kleinen. Ich wollte unbedingt ein Kätzchen haben und bekniete meine Eltern. Schließlich durfte ich mir eines aussuchen. Noch heute treffe ich den damaligen Knecht manchmal beim Einkaufen – er erinnert sich immer noch an den Kater, der lange in unserer Familie lebte.

Wir waren als Kinder nicht so behütet, wie es heute eher üblich ist. Wir hatten viele Freiräume und spielten auf der Straße Einkriege oder Wilde Sau. Und fast jedes Kind aus der Wilhelmstadt hat auf dem »Exer«, dem früheren Exerzierplatz, das Fahrradfahren und Rollschuhlaufen gelernt. Die Rollschuhe hatten damals noch vier Räder, angeordnet wie bei einem Auto ... Im Winter konnte man auf dem Exer auch Schlittschuh fahren.

Ab Anfang der 60er Jahre entstanden dann die ersten richtigen Spielplätze. Aber für Kinder gab es ja noch andere, einfache Attraktionen: Spannend für uns war beispielsweise der Markt auf der Földerichstraße mit festen Buden. Oft saßen wir vor der Zinkwanne des Fischhändlers und beobachteten fasziniert die lebenden Aale, die darin herumschwammen. – Die Gegend hatte einfach ihren Charme.

Auf der Adamstraße fanden später oft Straßenfeste statt, auch zusammen mit den Alliierten. An der Kreuzung Adam-/Földerichstraße stand die Bühne. Ich erinnere mich, dass ich als Erwachsene in einer warmen Sommernacht auf der Hollywoodschaukel auf der Terrasse in der Adamstraße schlief. Am Sonntagmorgen weckte mich dann plötzlich die sonore Stimme des Pfarrers Bursian, der anlässlich eines Kiezfestes eine Predigt hielt.«

Auch in der Adamstraße 42, wo sie heute wohnt, ist die Nachbarschaft sehr vertraut, man kennt sich schon viele Jahre. »Der »harte Kern« wohnt seit Mitte der 80er hier. Und ich zieh hier nur noch mit den Füßen voran aus«, sagt Ina Bittroff und lacht.

Dass sie ihren heutigen Lebensgefährten, den sie 1998 traf, schon viel länger kannte, stellten beide erst beim Durchblättern von Fotoalben fest. Er war wie sie in der Jägerstraße großgeworden, sie hatten als Kinder oft miteinander gespielt. Als sie die alten Kinderbilder sichtigten, sagte sie irgendwann verblüfft: »Ach – das warst Du?«

Ulrike Steglich

Der Archivar – Spurensuche mit Kamera

Harald Stein, Jahrgang 1948, dokumentiert seit Jahrzehnten die Veränderungen in der Stadt mit seinem Fotoapparat

Wir treffen uns Ende April bei der jüngsten Stolpersteinverlegung in der Pichelsdorfer Straße. Die »Stolpersteine«, eine Initiative des Künstlers Gunter Demnig, erinnern an jüdische Bürger, die von den Nazis deportiert und ermordet wurden. Vor der Pichelsdorfer Straße 97 erinnern nun drei bronzene, ins Pflaster eingelassene Stolpersteine an Margot, Julius und Fritz Weiss, die hier lebten und von hier aus in den Tod transportiert wurden.

Harald Stein kennt viele aus dem Grüppchen, die sich an diesem Morgen zur Stolperstein-Einweihung versammelt haben. Trotz der frühen Stunde war es ihm eine Herzenssache zu kommen. Nicht nur, weil er selbst jüdischer Herkunft ist. Sondern auch, weil ihn Berliner Geschichte ganz besonders interessiert. Seit vielen Jahren hält er die Veränderungen in der Stadt mit der Kamera fest. Beim Treffen packt er dicke, sorgfältig geordnete Foto-Alben auf den Tisch der Bäckerei an der Ecke Pichelsdorfer / Brüderstraße, in der wir Kaffee trinken.

Einen ganzen dicken Ordner gibt es allein von politischen Wandmalereien und bunten Fassaden ehemals besetzter Häuser in

Kreuzberg, wie sie sich im Lauf der Zeit veränderten. Auch in den Ostberliner Altbauvierteln war er oft mit seiner Kamera unterwegs, zusammen mit seinem Vater. Und natürlich besitzt er viele Aufnahmen aus der Wilhelmstadt.

»Ich habe 25 Jahre als Sozialarbeiter gearbeitet. Die Leidenschaft für Fotografie teilte ich mit meinem Vater – ebenso wie die für Musik, für Blues, Jazz, Rock und Pop. 1969, im Trennungsjahr der Beatles, zog ich mit 21 Jahren von Wilmersdorf nach Spandau, zunächst in eine Wohnung am Südpark. 25 Jahre lang, bis 1994, wohnte ich in der Wilhelmstadt, in der Wever- und später in der Földerichstraße. Gleich um die Ecke befand sich die Post Adamstraße – dort, wo heute der Stadteilladen ist.

Ich habe noch den alten Bunker in der Földerichstraße fotografiert, der 1997 abgerissen wurde.

Auch die ganze Adamstraße habe ich fotografisch dokumentiert, unter anderem die Teilabrisse 1991, aber auch die alten Geschäfte. In der Adamstraße 3 gab es die Feinbäckerei Horst Gurke – das Haus wurde später abgerissen. Daneben gab es einen Schmiede-

hof. In der Adamstraße 6. Und dort, wo heute »Nahkauf« ist, befand sich eine alte Remise mit der Melkerei vom Bauern Feldebinder. Mir ging es immer darum, den Wandel und die ständigen Veränderungen im Stadtbild im Laufe der Jahre zu dokumentieren. Was ist vor 20, 30 Jahren passiert, wie sieht es heute aus? Es ist eine Spurensuche.

Viele Orte sind ja inzwischen verschwunden, existieren nicht mehr, und manches verschwindet dann auch aus dem Bewusstsein. So wie der alte Korbladen in der Breiten Straße in der Altstadt – dort befindet sich jetzt das Anzeigenblatt »Spandau aktuell«. Oder das alte Eisenwaren- und Wirtschaftsartikelgeschäft in der Adamstraße.

Ich habe auch viele Details fotografiert: alte Laternen oder Uhren, die berühmten »Café Achteck« – das waren früher öffentliche Pissoirs –, alte Inschriften an Fassaden, von längst nicht mehr existierenden Kinos, Kneipen, Geschäften. Und nach den Läden verschwinden auch meist die alten Inschriften – wie z.B. der Schriftzug der Kaffee-Großrösterei Fritz Haak in der Ruhlebener Straße 5, an einem Teil der früheren Burgwallchanze.

Wir blättern viele Fotos durch, die gut und gern eine eigene Ausstellung füllen könnten. Es sind zahllose Aufnahmen. Von der Ritterstraße 1a, wo einst sogar mal ein Film mit Heinz Rühmann gedreht wurde, »als ich dort fotografierte, war das ein heruntergekommenes Haus, heute ist es ein Hotel«. Von einer Fassadeninschrift in der Jordanstraße, »Herm. Müller« ist noch zu entziffern und »Zigarren«. Ein alter Kohlenhof Anfang der 80er. Die »Kolschenke«, eine Kneipe. Kräne und Ausschachtungsarbeiten für den neuen ICE-Bahnhof Spandau.

Das links abgebildete Schild fotografierte Harald Stein im Schwimmbad Südpark im Jahr 1987 – es hat viele Jahrzehnte überdauert.

Dann fällt uns eine uralte Aufnahme in die Hand – das Foto eines Hochzeitspaares, aufgenommen ca. um 1900 oder 1910, Harald Stein hat es irgendwo mal entdeckt. Auf dem Foto steht, in welchem Foto-Atelier es aufgenommen wurde: Es befand sich an der Pichelsdorfer Ecke Brüderstraße, also dort, wo wir gerade sitzen – in einem der vier Eckhäuser an der Kreuzung.

Harald Stein strahlt wie ein Kind angesichts dieser Entdeckung: Wieder so ein Mosaikstein zu einer Geschichte. So fügt sich eines zum anderen.

Ulrike Steglich

»Da sind wir ja drauf!«

Renate Keil (geborene Koch), Jahrgang 1937, lebt seit 1951 in der Genfenbergstraße



»In der Melanchthonschule, die ich 1951 für kurze Zeit besuchte, pflegte ich eine Brieffreundschaft mit einem britischen Mädchen. Zwei Jahre lang schrieben wir uns gegenseitig Briefe. Im Schreibwarenladen »Papier Schulz« in der Pichelsdorfer Straße, den es heute noch gibt, suchte ich nach passenden Postkarten. Zufällig entdeckte ich dabei eine Ansichtskarte mit der neuen Freybrücke – und im Vordergrund meine ganze Familie. Freudestrahlend lief ich nach Hause und rief: Da sind ja wir drauf! Die Postkarte hüte ich bis heute wie einen Schatz. Das Foto entstand an einem sonnigen Sonntagvormittag. Meine Eltern, meine Schwester und ich waren wie üblich unterwegs nach Pichelsdorfer oder zum Siemens-Segelclub an der Scharfen Lanke. Wir liebten das Wasser, mit den Sonntagsspaziergängen verbinde ich die intensivste gemeinsame Zeit mit meinen Eltern.

1945, kurz vor Kriegsende, hatte die SS die Freybrücke gesprengt. Davor fuhr die Straßenbahn über die Brücke zum Zoologischen Garten. Nach dem Kriegsende war die Straßenbahn bis zum Neubau der Brücke an dieser Stelle unterbrochen, die Freybrücke war nur noch eine provisorische Holzbrücke für Fußgänger. Wenn wir aus Hakenfelde meine Tante in Charlottenburg besuchen wollten, mussten wir zu Fuß über die Brücke und dann auf der gegenüberliegenden Seite die Anschlussbahn zum Zoo nehmen. – Über die neue Freybrücke zu gehen, war ein großartiges Gefühl. Nach den Jahren des Krieges und der Zerstörung war das ein Ausdruck von Hoffnung und Neubeginn.

Den Krieg haben wir in Iglau (Jihlava) im heutigen Tschechien verbracht. Mein Vater Herbert Koch arbeitete bereits davor als Maschinenbauingenieur für die Brandenburgischen Flugmotoren-Werke. Im Krieg beaufsichtigte er die Flugzeugproduktion mit und wurde in den Außendienst nach Iglau versetzt.

Im März 1945 wollte meine Mutter – zu diesem Zeitpunkt war sie mit meiner Schwester schwanger – unbedingt in die Heimat nach Hakenfelde zurück. Wir bekamen die Erlaubnis und nahmen den letzten Zug nach Berlin. Es war Freitag, der 13. April, doch für uns war es ein Glückstag: Wenig später wurden die meisten Brücken in und um Berlin gesprengt. Eine spätere Rückkehr wäre kaum möglich gewesen. Denn nach Kriegsende wurden die Deutschen

aus den ehemals besetzten Gebieten vertrieben. In Berlin lebten wir gemeinsam mit Oma in unserer Wohnung in Hakenfelde. Wegen des Bombenalarms mussten wir immer wieder in den Keller des gegenüberliegenden Wohnhauses. In den letzten Tagen vor Kriegsende wurde unser Wohnhaus von einer »Stalinorgel« getroffen. Wir sahen von der gegenüberliegenden Straßenseite, wie sich das Feuer ausbreitete. Ich erinnere mich noch genau, wie meine Mutter sagte: »Und jetzt kommt dein Kinderzimmer dran.« Doch dann drehte plötzlich der Wind und die Hälfte des Hauses – und damit auch unsere Wohnung – wurde verschont. Seitdem glaube ich an Wunder.

Mein Vater konnte kurz danach seiner Familie nach Berlin folgen. Er kam bis Senftenberg und hat sich dann zu Fuß weiter durchgeschlagen. Ende April lag er dann plötzlich im Elternbett. Ich habe mich unendlich gefreut. Wir haben gehungert, aber immerhin hatten wir die Wohnung und waren als Familie vereint. Wir waren somit besser dran als viele andere. Die Lebensmittelmarken, die wir aus Iglau hatten, waren in Berlin nicht gültig. So haben wir nur von den Lebensmittelmarken der Oma gelebt. Mein Vater musste Geld verdienen und ging sehr zielstrebig vor. Seine Tüchtigkeit habe ich immer bewundert. – Im Juni 1945 wurde Spandau britischer Militärsektor und mein Vater begab sich ins Rathaus Spandau, damals Sitz der britischen Kommandantur. Da er ein wenig englisch sprach und nicht in der NSDAP gewesen war, also auch nicht »entnazifiziert« werden musste, bekam er sofort eine Stelle. Später war er als Oberregierungsbaurat beim Senator für Bau- und Wohnungswesen tätig.

Auch den Bau der Wohnungsanlage in der Genfenbergstraße, die aus dem »European Recovery Program« finanziert wurde, hat mein Vater beaufsichtigt. Dadurch konnten wir 1951 in den sehr begehrten Neubau am Grimnitzsee einziehen. In dieser Siedlung lebe ich auch heute wieder.

Damals war die Genfenbergstraße für uns ein Paradies, auch wenn es heute eigentlich noch schöner ist, mit der neuen Anlage rund um den See. Traurig bin ich allerdings darüber, dass die Wohnhäuser, dessen Bau mein Vater einst beaufsichtigte, heute sanierungsbedürftig sind und immer mehr verkommen.

(aufgezeichnet von Nathalie Dimmer)

Eine Postkarte von 1951: Familie Koch auf der Freybrücke beim Sonntagsspaziergang

Schild im Schwimmbad Südpark. Foto: Harald Stein, 1987



»Wir gehen erst, wenn der Käsekuchen fertig ist«

Irene Bradley, Jahrgang 1939

»Wo heute der Baumarkt steht, gab es früher Gartenkolonien. Bauern bestellten in Spandau ihre Felder. – Können Sie sich vorstellen, was für eine schöne Kindheit wir ohne den Krieg gehabt hätten?«

Irene Schön (heute Irene Bradley) kam 1939 am Brunsbütteler Damm zur Welt. Im gleichen Jahr begann der Zweite Weltkrieg – und Irenes Vater wurde verhaftet.

Ihr Vater Walter Schön, ein Dreher, war wie seine ganze Familie in Spandau bekannt als überzeugter Marxist und Kriegsgegner. Irenes Mutter war Anhängerin der Sozialdemokraten. In der Verwandtschaft gab es aber auch überzeugte Nazis. Das sorgte für harte Konflikte.

1939 flog ein geheimes Treffen von Widerstandskämpfern auf: Nazis überfielen die Gruppe, zu der auch der jüngere Bruder von Walter Schön gehörte – Irenes Onkel. Im Gerangel erschoss er einen der Faschisten und flüchtete. Irenes Vater wurde deshalb später an seinem Arbeitsplatz verhaftet und ins KZ Sachsenhausen gebracht. Dort wurde er gefoltert – er sollte den Aufenthaltsort seines Bruders verraten.

»Drei Jahre war mein Vater im KZ. Meine Mutter durfte ihn einmal mit uns Kindern besuchen. Solche Besuche dienten wohl dazu, um Häftlinge psychologisch »weichzukochen«. Mein Vater – so erzählte es meine Mutter – lüftete dabei in einem unbeobachteten Moment kurz sein Hemd und zeigte ihr seinen blutig geprägten Körper.

An einem Oktobertag 1942 klopfte es schließlich an unserer Tür. Zwei Polizisten mit Tschakos standen vor unserer Tür und sagten zu meiner Mutter: »Heil Hitler. Wir müssen Ihnen mitteilen, dass Ihr Mann verstorben ist. Die Leiche ist nicht mehr zu besichtigen und wird auf Staatskosten beerdigt.«

Meine Mutter brach zusammen und rief: »Die Schweine haben es geschafft!« Er war wohl zu Tode gefoltert worden. Meine Mutter kämpfte dann um die Urne meines Vaters. Irgendwann erhielt sie eine Zigarrenkiste mit ein bisschen Asche, die ganz sicher nicht seine war, seinem Namen, dem Geburts- und Sterbedatum. Sie kämpfte dann auch lange um einen Grabstein für meinen Vater.



Irene Bradley mit ihrem Mann und mit dem Hund, 1959, Altonaer Straße, Spandau – neben dem Bullengraben.

Unsere Mutter arbeitete Tag und Nacht. Sie putzte in Geschäften am Brunsbütteler Damm. Wir Kinder waren »Schlüsselkinder« und spielten auf der Straße, aber weil wir immer wussten, wo unsere Mutter gerade arbeitete, konnten wir jederzeit zu ihr. Wenn es Fliegeralarm gab und die »Silbervögel« kamen (so nannten wir die Bomber), mussten wir schnell in den nächstliegenden Luftschutzkeller. Natürlich saßen wir aber viel lieber in unserem Hof mit einem Brunnen, der Buddelkiste und einem Kirschbaum.

Zum Kriegsende wollten die Nazis noch die Spandauer Brücken sprengen. Vor der Stadt standen die Russen. Viele Frauen hatten sich aus Angst vor Vergewaltigungen die Köpfe geschoren und Männeranzüge angezogen. Meine Mutter hängt ein weißes Laken aus dem Fenster, sie hatte Weißkäse organisiert (es gab ja viel Tauschwirtschaft, Spandau war eine ziemlich ländliche Gegend, und viele hatten irgendwie noch ein Karnickel oder eine Ziege) und buk einen Käsekuchen. Als die Russen vor unserer Tür standen, erklärte unsere Mutter energisch: »Wir gehen erst, wenn der Käsekuchen fertig ist. Ich Kommandante!« Der Kuchen war ja noch im Ofen. Ihr entschlossener Ton schüchterte die russischen Soldaten ein, das waren ja auch noch halbe Kinder. – Natürlich mussten wir trotzdem aus der Wohnung raus, der Brunsbütteler Damm war Kampfgebiet. Häuser in der Straße brannten, das Eckhaus nebenan war schon zerstört. Wir mussten bis nach Hakenfelde, zu Verwandten. Den Kuchen nahmen wir mit, abgedeckt in meinem Puppenwagen. Später teilten wir ihn mit anderen Flüchtlingen.

Als wir ein paar Tage später zurückkehrten, lagen auf den Straßen tote Soldaten und Pferde. Mutter sagte: »Macht die Augen zu, Kinder.« Hungrige Menschen waideten die toten Pferde aus.

Auf dem Weg sahen wir am Güterbahnhof die Viehwaggons, in denen verwundete Sol-

daten auf blut- und kotverschmiertem Stroh lagen. Meine Mutter kochte Mehlsuppe für die Verwundeten, sie riss Laken in Streifen für saubere Verbände.

Wir Kinder lebten mittendrin, wir kriegten alles mit, was sich die Erwachsenen erzählten. Ich war ich immer bei den großen Jungs. Einmal fanden wir einen toten Soldaten, der noch Lederstiefel anhatte. Lederstiefel! Ich fasste das Bein an und wollte den Stiefel abziehen. Plötzlich hielt ich sein Bein in der Hand ...

Die toten Soldaten, die zunächst notdürftig verbuddelt worden waren, wurden später wieder ausgegraben und neu bestattet.

Zu Essen gab es nach Kriegsende wenig. Wir Kinder sammelten Brennnesseln und Melde, aus dem Unkraut wurden Suppen gekocht. Einmal brachen wir in den Keller des Krankenhauses Lynarstraße ein, weil es dort Lebensmittelvorräte gab. Marmelade! Alle hatten Behälter dafür mitgebracht, bloß ich nicht. Also schaufelte ich mir die Marmelade kurzerhand in meine Kittelschürze. Ich freute mich auf die Überraschung für meine Mutter. Aber als ich nach Hause kam, war nichts mehr in der Schürze – die ganze Marmelade war unterwegs durchgetropft. Meine Mutter gab mir links und rechts Ohrfeigen: Schließlich musste die Schürze jetzt wieder gewaschen werden, und Waschpulver war teuer.«

Ihren Mann, mit dem sie bis heute verheiratet ist, lernte Irene durch einen Hund kennen. »Ich führte damals ab und an den Schäferhund meines damaligen Chefs aus. Einmal riss der Hund einem jungen englischen Soldaten einen Dreieckel in die Hose, meine Schwester flickte die Uniform. Über diesen jungen Mann lernte ich dann meinen späteren Mann kennen, der als Brit in der Wevel-Kaserne diente.«

(aufgezeichnet von Ulrike Steglich)

Ingeborg Stark und ihre Schwester am »Weißer Sand«



»Ihr lauft Eure Schuhe ab!«

Ingeborg Stark, Jahrgang 1937, war im Jugendfreizeitheim am Weißen Sand bei den »Spatzen«

»Ich wuchs in der neuen Siedlung Götelstraße auf. Ein Foto zeigt meine Mutter mit uns Kindern ca. 1942 vor den Häusern der GSW, die damals noch im Bau waren. Es gab keine Buddelkisten – wir spielten einfach in dem Bau-sand.

Die Väter aus der Nachbarschaft sind fast alle im Krieg geblieben. Es waren ja vor allem junge Männer und Familienväter, die damals Wohnungen in dieser neuen GSW-Siedlung bekamen. Und alle wurden zum Krieg eingezogen. Wenn mal ein Vater wiederkam ... das war nach Kriegsende ein ganz besonderes Ereignis, das sich schnell im Viertel herumsprach.

Zum Kriegsende fielen Brandbomben, sie zerstörten die Genfenbergstraße und fast das ganze Quartier. Unser Haus war das letzte Haus, das stehenblieb.

Später musste meine Mutter ins Krankenhaus, da kümmerten sich die Nachbarn um uns. Man kannte sich gut und sorgte füreinander.

Als Kinder hatten wir viel Bewegungsfreiheit. Die Wohnungen waren meist klein, also spielte sich für uns Kinder eigentlich alles draußen ab. Im Winter, wenn die Seen zugefroren waren, gingen wir oft am Grimnitzsee oder an der Scharfen Lanke Schlittschuhlaufen.

Unsere Schulzeit war schwierig. Weniger für unseren kleinen Bruder: der wurde eingeschult und dachte, das wäre einfach eine Art Spielabteilung ... Er wollte immer nur spielen. Aber für die größeren Kinder war es schwer. Durch die Kriegszerstörungen gab es zu wenige Räume für uns Schulkinder. Wir mussten abwechselnd in zwei Schichten in einem Klassenraum lernen. Auch Lehrer fehlten: Ein Mädchen aus der 8. Klasse sang mit uns – das war unser Musikunterricht.

Wegen des Platzmangels in den Schulen wurde uns empfohlen, die 8. Klasse zu überspringen: wir wechselten damals von der 7. direkt in die 9. Klasse – einfach, weil es zu wenig Klassenräume gab. Ich machte dann eine Lehre und arbeitete bei Fahrrad-Klein in der Carl-Schurz-Straße. 45 Jahre lang habe ich Fahrräder verkauft.

Schlimm war in der Nachkriegszeit, dass man überall lange anstehen musste. Wenn sich irgendwo vor einem Geschäft eine Schlange bildete, wusste man zwar, dass es irgendwas gab – aber was?

Nach dem Krieg war unser Bewegungsradius ziemlich klein. Die Frey-Brücke war zerstört und hing im Wasser, die Straßenbahn fuhr nur noch bis zur Brücke. Deshalb waren wir eigentlich immer nur in der Wilhelmstadt.

Wir liefen als Kinder oft zu Fuß in das Schwimmbad Radelandstraße, um das Fahrgeld zu sparen. Unsere Mutter schimpfte dann manchmal, weil wir ja damit unsere Schuhe abnutzten – und neue Schuhe waren teuer. »Ihr lauft Eure Schuhe ab!«, sagte sie dann.

Das Foto zeigt meine Schwester und mich am »Weißer Sand«. Das war eine beliebte Badestelle an der Havel, sie hieß »Weißer Sand«, weil es noch ein ganz natürlicher Sandstrand war.

Dort gab es in den 50er Jahren auch eine Art Jugendfreizeitheim, wo wir spielen konnten. Es gab unterschiedliche Jugendgruppen, ein bisschen so wie früher die Wandervogel-Bewegung. Bei uns gab es in den 50er Jahren im Jugendheim zwei Gruppen: die »Falken« und die »Spatzen«. Ich war bei den »Spatzen.«

(aufgezeichnet von Ulrike Steglich)

Naschen im Laden von Onkel und Tante

Christel Schories, Jahrgang 1951,
über ein Kaffee- und Süßwarengeschäft
und englische Manöver



»Wir wohnten in der Wilhelmstraße, als ich zur Welt kam. – Das Haus wurde später abgerissen, im Zuge des Umbaus zur ›autofreundlichen Stadt«. Die Wilhelmstraße wurde Anfang der 60er Jahre verbreitert – auch das Mietshaus, in dem wir wohnten und ich geboren wurde, musste dafür weichen. Zuvor war die Wilhelmstraße ja nur ein schmaler Streifen gewesen, man kann das heute noch an dem kleinen Abzweig an der Brüderstraße sehen. Damals gab es auch noch Kleingärten an der Wilhelmstraße, die auch abgerissen wurden. Und die Straßenbahn wurde stillgelegt.

Als jemand aus unserer Ausstellungsgruppe ein Foto mitbrachte, auf dem noch das Haus zu sehen war, in dem ich geboren wurde, ging mir das wirklich sehr nah. Meine Tante und mein Onkel führten ein Kaffee- und Schokoladengeschäft in der Pichelsdorfer Straße 77 – heute befindet sich dort ein italienisches Lokal. Als Kind ging ich gern allein spazieren. Und manchmal spazierte ich eben zu Tante und Onkel Erdmann, dort durfte ich dann naschen. Es gab Bonbons, Kekse, Konfekt ... Hinter dem Ladentisch führte eine kleine Tür zur Küche, darüber befand sich ihre Wohnung.

Als Kind, so zwischen sechs und fünfzehn Jahren, war ich oft allein ›auf Trebe‹, das heißt, ich erkundete bei langen Spaziergängen gern allein meine Umgebung. Sonntags ging ich gern nach Siemenswerder. Mich zog es immer ans Wasser – das Wasser ist bis heute ein wichtiges Element für mich. Als Kind spielte ich viel auf dem Hof, oft mit den Kindern der Hauswartsfamilie Fiedler. Ich besaß damals einen Roller. Natürlich spielten wir auch auf dem ehemaligen Exerzierplatz, dem ›Exer‹. Wir hatten zudem Verwandtschaft in Tiefwerder, die auch Kinder in meinem Alter hatten und mit denen ich oft auf den Tiefwerderwiesen spielte.

Und es geht noch weiter!

Die Ausstellungsgruppe hat noch viele Themen.
Ein Ausblick

In den anderthalb Jahren, in denen sich die Gruppe nun schon trifft und die Ausstellung vorbereitete, wurden nicht nur nach und nach viele Bilder, Dokumente und Erinnerungen zusammengetragen, sondern auch Ideen, wie es weitergehen könnte: Denn unbedingt will die Gruppe weiter zur Kiezgeschichte der Wilhelmstadt arbeiten. Da gibt es etliche, noch weitgehend unerforschte oder undokumentierte Themen: die

Schwimmbäder und Badestellen etwa, die es in der Wilhelmstadt gab. Oder frühere Geschäfte in der Pichelsdorfer, Adam- und Weißerburger Straße. Die alten Kinos, die Geschichte der Wilhelmstädter Straßenbahn. Oder der frühere Markt, an den sich auch noch viele erinnern. Zudem gibt es eine umfassende Fotoserie, die die gesamte Pichelsdorfer Straße in den 70er Jahren dokumentiert. Denkbar wäre damit beispielsweise auch eine weitere Fotoausstellung zum Thema »Pichelsdorfer Straße damals und heute«.

Es gibt noch viele Schätze zu heben. Genau daran will die Gruppe weiter arbeiten. Neue Mitstreiter sind immer willkommen! Das nächste Treffen findet am 26. Juni um 17 Uhr im Stadteilladen Adamstr. 39 statt. us

Ich erinnere mich an einige Geschäfte in der Pichelsdorfer Straße: An einer Ecke gab es ein Spielwarengeschäft mit einem Puppen doktor, der Puppen reparierte. Dann einen Obst- und Gemüseladen, wohin mein Vater immer Kartoffeln lieferte. Außerdem gab es einen großen Fischladen und ein Geflügelgeschäft. Und natürlich Foto-Schulz in der Pichelsdorfer Straße – jeder ließ zur Einsegnung dort seine Fotos machen.

Sonntags gingen wir gern zu Kinderfilmen ins Kino, dann beeilte man sich mit dem Essen und bat die Eltern um Geld.

Als Jugendliche ging ich nicht oft aus – wir waren ja streng erzogen. Manchmal gab es Musik und Tanz. In Pichelsdorf gab es ein Tanzlokal mit Tischtelefonen. Aber es existiert nicht mehr, es wurde irgendwann abgerissen.

Damals wohnten ja in den Kasernen noch britische Soldaten. Manchmal hielten sie auch Manöverübungen ab. Ich erinnere mich, dass sie einmal mitten in der Nacht rund um das Lokal so ein Manöver abhielten und die Freybrücke wild ›umkämpften‹ – mit Hubschraubern, Panzern usw. Ich dachte damals nachts, es wäre wirklich wieder Krieg!«

(aufgezeichnet von Ulrike Steglich)

